

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 19 (2012)

Heft: 1

Artikel: Sexy Priester und gesperrte Strassen : von Fakten und Vorurteilen

Autor: Portmann, Beat / Hertig, Noam

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-886097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bild Daniel Ammann

Sexy Priester und gesperrte Strassen – von Fakten und Vorurteilen

Ein Luzerner Schriftsteller und Katholik trifft auf einen Zürcher Juden, der die Israelitische Kultusgemeinde St.Gallen betreut. Sie diskutieren auf der Strecke St.Gallen–Rapperswil Heiliges und Politisches.

*Beat Portmann und Noam Hertig
im Gespräch mit Ivan Schnyder und Andrea Kessler*

Beat Portmann steht in Luzern am Bahnhof und zündet sich vor der Abreise nach St. Gallen noch eine Drina-Zigarette an. Vor drei Monaten reiste er durch Bosnien und deckte sich mit einem Vorrat ein. Auch in diesem Land könne man beobachten, wie die muslimischen Fundamentalisten an Boden gewinnen. Immer noch eine kleine Minderheit, doch mit zunehmendem Einfluss. In Sarajevo verwehrte man ihm als Katholik den Zugang zur Begova-Moschee. Enttäuscht stand er den Rest des Nachmittags vor den Toren. Mit Ivo Andrićs «Travnik-Chronik» unter dem Arm. Sozusagen als Mahnmal der Toleranz.

Es ist der 8. Dezember, Mariä Empfängnis, und am Bahnhof merkt man nichts davon. Das Volk braucht nicht mehr ins zwingliansiche Zürich zu pilgern, um dem vorweihnächtlichen Shopping zu huldigen, sondern kann seine Einkäufe nun auch im katholischen Luzern verrichten. Was noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen wäre.

Der Voralpen-Express rollt an. Rattert aus dem Bahnhof, über die Brücke über die Reuss, unter der altehrwürdigen Hofkirche durch, dem Vierwaldstättersee entlang, ostwärts. Portmann hat sich für seinen neusten Roman «Alles still» intensiv mit der Geschichte der Stadt Luzern beschäftigt, ihrer katholischen Seele, dem Trauma dieser Stadt, weil sie nach dem verlorenen Sonderbundkrieg endgültig der Bedeutungslosigkeit anheimfiel. Etwas Priesterhaftes hat er an sich, Portmann, der Sakristanensohn. In der Bedacht seiner Wortwahl, dem Tonfall seiner Stimme liegt etwas Verkündendes, etwas Mysterienhaftes auch, wie bei dem von ihm hochgeschätzten Bob Dylan.

Im reformierten St.Gallen ist Mariä Empfängnis erst recht kein Feiertag. Selbst Katholiken wundern sich, dass Maria erst jetzt schwanger geworden sei, es ist ja gar nicht mehr lange hin bis Weihnachten. – Dass es Maria selber ist, die heute von ihrer Mutter Anna empfangen wurde, wissen wenige. Warum sollte man auch? Es ist unwichtig geworden.

Noam Hertig quert gemütlich das Gewühl von Bussen und Menschen vor dem Bahnhof. Er trägt Brille und einen Wochenbart, einen knielangen, braunen Wollmantel und einen farblich passenden Hut. Den lässt er auf, als er dem Drina-rauchenden Beat Portmann beim Meetingpoint die Hand schüttelt. Die Kippah liegt in seiner Manteltasche verborgen. Am Bahnhof in St.Gallen trägt er das kleine rundgehäkelte Käppchen nicht mehr gerne. «Mir hat ein Jugendlicher hier schon mal den Hitlergruss gemacht deswegen.» Er sagt es ohne Empörung. Ein dummer Junge, der angeben wollte vor seinen Freunden. Trotzdem ist es befremdlich.

Der Luzerner Beat Portmann und der Zürcher Noam Hertig sehen sich das erste Mal, aber finden den Faden zueinander augenblicklich. Durch die regennassen Dezemberstrassen gehen sie hinauf zum pipilottierten Platz, zu den Raiffeisenbank-Komplexen. Auf der Rückseite der Vadianstrasse sperrt Noam Hertig eine hölzerne Tür auf und ein Schmuckkästchen öffnet sich. Die Synagoge ist mit einem tiefblauen Teppich ausgelegt und zarter Ornamentik bemalt. «Der Bau ist den christlichen Kirchen angelehnt. Ende des 19. Jahrhunderts hat die jüdische Gemeinschaft endlich die Anerkennung erhalten, für die sie so lange gekämpft hat. Das drückt sich auch in der Architektur aus. Aber abgesehen davon – ich finde neben Basel ist das die schönste Synagoge der Schweiz», erklärt Noam Hertig, der seit März mit Rabbiner Schmelzer zusammen die jüdische Gemeinde in St.Gallen leitet. Er selber ist kein Rabbiner. Er hat Psychologie und Religionswissenschaften studiert, gibt den Kindern Religionsunterricht, macht für das Schweizer Fernsehen Sendungen zu religiösen Festen und zeigt ab und an Interessierten die Synagoge. «Die alten Frauen sitzen immer noch gerne wie früher oben in der Synagoge anstatt unten bei den Männern, wie es heute erlaubt wäre. «Da oben bin ich näher bei Gott», hat mir mal eine erklärt.» Beat Portmann und Noam Hertig lachen laut. Das darf man in der Synagoge. Auf der Heimreise im Zug nach Rapperswil reden sie darüber, warum man das darf. →

Beat Portmann: Jeder darf sich in eine Kirche setzen und die Ruhe geniessen. Sie ist ein öffentlicher Raum.

Noam Hertig: In der Synagoge ist es nie ruhig. Das ist hier ein bisschen anders. Neben Gebeten und Lernen wird darin auch gegessen und diskutiert. Kürzlich war ich für eine Sendung bei thailändischen Buddhisten. Erst haben sie Mantras gelesen und dann gab es einen Schönheitswettbewerb mit leicht bekleideten Frauen.

Beat Portmann: Da hätte ich schon etwas Mühe, wenn sie das bei uns machen würden.

Noam Hertig: Es gab aber auch schon Kalendar mit sexy Priestern. Ich glaube in Italien.

Beat Portmann: Der gekreuzigte Jesus wird ja auch oft sehr erotisch dargestellt. Ein Vorteil des Katholizismus ist sicher seine Sinnlichkeit, das Wissen, wie man etwas in Szene setzt. Denken wir an die Papstwahlen in Rom. Journalisten aus der ganzen Welt warten tagelang und starren gebannt auf diesen Kamin, bis endlich ein Rächlein aufsteigt. Dieses sinnliche Element könnte die katholische Kirche noch einmal in ein nächstes Jahrhundert hinüberretten.

Noam Hertig: Es ist wichtig, das Profane ins Heilige zu integrieren und den Leuten ein emotionales Erlebnis zu bieten. Die Leute haben Freude, wenn sie gutes Essen bekommen und wissen, dass man auch in der Synagoge lachen, tanzen und singen kann.

Beat Portmann: Mit einem Apéro alleine bringst du bei uns die Leute nicht in die Kirche.

Noam Hertig: Heute sollte die Religion mehr auf den Individualismus zugeschnitten werden. Nicht, dass die Leute das Gefühl haben: Ich muss jetzt zahlen, ich muss jetzt etwas machen. Sondern, dass die Leute das Gefühl haben, ich bekomme etwas, ich profitiere etwas. Trotzdem wird Religion nicht sterben – da ist das 20. Jahrhundert das beste Beispiel dafür, mit dem Kommunismus und dem Faschismus. Gut, es waren an sich keine religiösen, sondern säkulare Bewegungen, aber sie haben die gleiche Funktion erfüllt.

Redaktion: Sie sagen, Religion wird nicht sterben, und trotzdem nimmt die jüdische Gemein-

«Mit einem Apéro alleine bringst du bei uns die Leute nicht in die Kirche.»

schaft in St.Gallen zahlenmässig stetig ab.

Warum?

Noam Hertig: Viele Orthodoxe sind nach Zürich abgewandert, da St.Gallen von Anfang an eine liberale Gemeinde war. In Zürich gibt es ein vielfältigeres jüdisches Leben. Es gibt koscheres Fleisch, eine grössere Gemeinschaft, jüdische Schulen, ein Ritualbad. Ausserdem gingen viele aus wirtschaftlichen Gründen. Zürich ist attraktiver. Auch für mich kommt es nicht infrage, nach St. Gallen zu ziehen, es gibt nur wenig junge Leute und ich bin nicht sicher, ob es in zehn bis zwanzig Jahren die Gemeinde noch geben wird.

Beat Portmann: Du bist also sozusagen der Totengräber!

Noam Hertig: Ja, das könnte sein. Ich werde aber mein Bestes versuchen, dass die Gemeinde fortbestehen kann.

Heute versucht man bestimmt weniger mittels architektonischer Angleichungen als religiöse Gemeinschaft anerkannt zu werden, sondern mehr über das Gespräch. Wie steht es mit dem interreligiösen Dialog in St.Gallen?

Noam Hertig: Es gibt einen christlich-jüdischen Arbeitskreis, es gibt die IDA, die Interreligiöse Dialog- und Aktionswoche, und am 1. August feierten alle öffentlich-rechtlich anerkannten Religionsgruppen einen gemeinsamen Gottesdienst. Nur sind die Muslime hier beispielsweise gar nicht öffentlich-rechtlich anerkannt.

Beat Portmann: Ihr seid es auch nicht in jedem Kanton. Bei uns in Luzern ist die jüdische Gemeinde auch nicht rechtlich anerkannt.

Warum nicht?

Noam Hertig: Ich glaube, es ist mehr eine formale Angelegenheit. Die Gemeinde muss gewisse formale Dinge erfüllen: Gemeindesteuer und Vorstand und so weiter. Die Muslime sind anders organisiert.

Beat Portmann: Ich kann mir vorstellen, dass der Aufwand für kleine Gemeinschaften einfach zu gross ist. In einem anderen Land würde das national geregelt, bei uns muss das in jedem Kanton separat erfolgen. Von den Muslimen weiss ich, dass sie die Gleichstellung mit den Landeskirchen anstreben. Dass der Staat für sie auch Kirchensteuer einzieht. Das wird natürlich auf heftigen Widerstand stossen.

In der katholischen Kirche werden Austritte übrigens oft so argumentiert: Ich will doch den Vatikan nicht unterstützen. Nur geht von der Kirchensteuer kein Rappen nach Rom, sondern es bleibt alles da. Eigentlich wird so den progressiven Kräften die Unterstützung entzogen. Wer wirklich den Vatikan und die konservativen Kräfte schwächen möchte, der sollte weiter die Kirchensteuern zahlen und an der Basis Einfluss nehmen.

Noam Hertig: Mit den Steuern ist das bei uns kein Problem. Das kann die Gemeinde selber einziehen. Für uns ist es schön, dass wir durch die öffentlich-rechtliche Anerkennung auch an Anlässe eingeladen werden wie beispielsweise zum Olma-Umzug. Oder eben an diese 1.-August-Feier. So gesehen läuft die Zusammenarbeit gut.

Wie sieht der interreligiöse Dialog denn in Luzern aus?

Beat Portmann: Ich bin in einer weltoffenen Kirche aufgewachsen, in der wir ökumenische Gottesdienste selbstverständlich mit Kommunionsteilnahme feierten, was eigentlich verboten wäre. Luzerns Theologische Fakultät gilt als eine der aufgeschlossenen in ganz Europa. Sie schlägt nun sogar ein Institut vor, in dem Imame ausgebildet werden können. Der interreligiöse Dialog ist sehr lebendig und offen, aber das wird viel zu wenig wahrgenommen.

Noam Hertig: Wie überall. Das Problem mit dem interreligiösen Dialog gibt es nicht nur in Luzern, sondern es ist auf der ganzen Welt das gleiche. Es reden immer die miteinander, die sowieso daran interessiert sind. Es ist immer ein kleiner, intellektueller Kreis, und oft ist es ein Tropfen auf den heißen Stein. Aber ich finde es trotzdem gut. Man müsste versuchen, den Dialog breiter zu machen.

Könnte man sagen, dass katholische Gebiete grundsätzlich offener auf andere religiöse Gemeinschaften reagieren?

Beat Portmann: Die Erfahrung der eigenen Marginalisierung sollte die Schweizer Katholiken zumindest dazu prädestinieren. Man hätte eigentlich erwarten können, dass sie der Minarettinitiative nicht zustimmen, so wie das die Bischofskonferenz empfohlen hat. Aber das Volk stimmte letztlich gleich, egal ob Protestanten oder Katholiken. Wenn man die erste Volksinitiative über das Schächtverbot von 1893 anschaut, dann kann man da zum Teil konfessionelle Unterschiede feststellen. Je nördlicher und protestantischer die Kantone waren, je näher also an Deutschland, desto deutlicher wurde sie angenommen. Das Wallis, das Tessin und Genf hingegen verwarfen sie wuchtig.

Noam Hertig: Interessant ist ja, dass es damals weniger um den Tierschutz ging als um die Angst vor Überfremdung durch die Ostjuden.

Beat Portmann: Ganz ähnlich war es ja auch mit den Diskussionen um die Aufhebung des Jesuitenartikels 1973. Zürich und Bern stimmten dagegen – da war immer noch das alte Misstrauen spürbar, nur diesmal im Zeichen der Rekatholisierung, der

«Es ist wichtig, das Profane ins Heilige zu integrieren und den Leuten ein emotionales Erlebnis zu bieten.»

Überfremdung durch die Gastarbeiter aus den südlichen Ländern. Aber das hat ja letztlich nur zur Folge, dass sich eine Minderheit abgrenzt. Ab dem Moment, wo man akzeptiert ist, hört die konfessionelle Zugehörigkeit auf, eine bedeutende Rolle zu spielen. Heute beruft sich ja sogar die SVP auf Bruder Klaus, lange Zeit das Symbol des katholischen Patriotismus. Wenn man wirklich möchte, dass sich die Muslime integrieren, sollte man sie also anerkennen und in den Staat einbinden.

Zürich, wo viele Muslime wohnen, lehnte die Minarettinitiative ab, genauso wie St.Gallen. Der Abstimmungsgraben verläuft also nicht entlang katholischer und protestantischer Einflüsse, sondern zwischen Land und Stadt.

Noam Hertig: Das ist auch die Erfahrung, die wir Juden oft machen. An Orten, wo keine Juden mehr sind, wie heute etwa in Polen, da ist der Antisemitismus am stärks-

ten. Genau darum finde ich Begegnungen wichtig. Dass man zusammenkommt, um den Menschen dahinter zu sehen.

Vom Islam hört man momentan sehr viel, von der jüdischen Gemeinde weniger. Könnte das nicht auch ein gutes Zeichen der Etablierung sein?

Noam Hertig: Grundsätzlich ist es ein gutes Zeichen, wenn man nichts Negatives hört. Aber ich weiss nicht, was in den Köpfen der Leute vorgeht. Es gibt noch immer Vorurteile, wie zurzeit eines in Zürich die Runde macht. Es heisst, die Juden hätten eine Strasse sperren lassen. Dabei ist das eine Transit-Strasse, die jeden Abend wegen dem Lastwagenlärm abgesperrt wird. Dass an dieser Strasse eine ultraorthodoxe Synagoge und ein koscheres Geschäft stehen, hat absolut nichts damit zu tun. Aber um auf die Frage zurückzukommen: Ich bin froh, wenn es einfach normal ist, dass ich jüdisch bin. Wenn ich mit christlichen Kollegen zusammensitze, möchte ich nicht, dass ich ständig den Stempel auf der Stirn habe: der Jude – sondern: Noam, ein Freund von uns.

Beat Portmann: Ich verstehe das, und trotzdem muss ich nachfragen! Das Judentum hat diese Aura der Exklusivität, und leider kenne ich nicht viele Juden. Nervig wirts wohl vor allem, wenn du dauernd auf Israel angesprochen wirst?

Noam Hertig: Vor allem, wenn jeder Jude als Botschafter dieser Regierung gesehen wird. Judentum ist eine Religion, aber nicht gleich Israel. Es gibt auch Israeli, die nicht jüdisch sind. Oder bei der Siedlerproblematik: Einige sind tatsächlich religiös motiviert, andere aber auch eher pragmatisch. Nur weil ich Jude bin, bin ich doch nicht unkritisch gegenüber Israel.

Beat Portmann, 1976, wuchs in Luzern und Emmenbrücke auf. 2008 erschien sein Roman *«Durst»*, das mittlerweile ins Albanische übersetzt wurde, 2011 der Zweitling *«Alles still»*. Heute lebt Portmann als freier Autor und Singer/Songwriter in Emmenbrücke.

Noam Hertig, 1984, wuchs in Zürich auf, wo er noch heute lebt. Seit März 2011 arbeitet er als Kultusbeamter und Religionslehrer in der jüdischen Gemeinde in St.Gallen und wirkt als Reporter beim Schweizer Fernsehen für die Sendung *«Bilder zum Feiertag»* mit.